

Ziege zu verkehren, die sich bald wieder erhobte. Der Buchs hatte wahrscheinlich den Krampf in den Klauen bekommen, und wurde auf diese Weise hilflos.

e. Zahme Löwen in Senegambien.

Sam. Brunner fand auf seiner Reise nach Senegambien und den Inseln des grünen Vorgebirgs Bern 1840) in dem Hause seines Agenten in St. Louis einen jungen, 8 Monate alten Löwen, der durch seine unschuldigen Schwänke und Sprünge viel Freude machte. Er lief im ganzen Hause frei herum, und der Reisende versichert, daß man den Löwen das culturfähigste aller unvernünftigen Thiere nennen könnte. Allgemein aber nimmt man in jenen Ländern an, daß der Löwe nicht aus Lust morde, und man sieht dort große erwachsene Löwen in den Straßen herumgehen, ohne daß sie einen Menschen oder ein Thier beleidigen. Man sorgt nur dafür, daß sie niemals hungern, und sie werden nur mit Fleisch von getödteten Thieren genährt, damit sie nie Veranlassung zum Selbstwürgen erhalten.

f. Der Wolf und das Schaf.

Das „Feuille de Cambrai“ erzählt folgenden merkwürdigen Vorfall: Ein Schaf, das von der Herde, zu welcher es gehörte, sich verirrt hatte, wurde nicht weit von der ehemaligen Capelle von Saulchicourt von einem Wolfe verfolgt. Das arme Thier floh, um seinem grausamen Feinde zu entgehen, in diese Capelle, und der Wolf folgte ihm nach. Aus Zufall oder in Folge des Hin- und Herlaufens der beiden Thiere, fiel die Thüre zu, so, daß der Wolf und das Schaf gefangen waren. Das gierige Thier stellte alsbald die Verfolgung seiner Beute ein, als es merkte, in welcher Gefahr es sich befände, fing an zu heulen, und heulte ununterbrochen bis zum Morgen. Da legten zwei Männer eine Leiter an ein Fenster, und erkannten so ohne Gefahr die Ursache und den Urheber dieses entsetzlichen Geräus; der Wolf hatte sich ängstlich in eine Ecke gestreckt, das Schaf kauerte in einer andern. Man meldete es dem Besitzer des Gutes von Saulchicourt der durch das Fenster hineinschoß, und den Wolf todt niederstreckte. Das Schaf, das auf so unerwartete Weise befreit worden war, schien durchaus nicht erschrocken zu sein, und folgte willig seinem Herrn.

VI. Unterhaltungskalender für Freunde ernster und erheiternder Lektüre, Anekdotensammler, Poesie und Musik.

a) Vincenz Million.

Lyon 1840. Ein höchst auffallendes Verbrechen ist hier begangen worden. Ein hiesiger Kaufmann, Herr Vincenz Million wurde vor Kurzem, als er Abends um 9 Uhr über den Quai der Rhone nach Hause gehen wollte, von mehreren Kerlen überfallen, mit Gewalt in einen Wagen geschleppt, und so schnell als möglich nach Ternay geführt. Von Zeit zu Zeit gelang es Herrn Million, obschon die Räuber es zu verhindern suchten, laut um Hülfe zu rufen, aber vergebens. Bei Ternay brachten sie ihn aus dem Wagen, schleppten ihn in einen Weinberg und zwangen ihn, ein Billet an seine Frau zu schreiben, worin er sie auffordern mußte, zur Erhaltung seines Lebens, wegen seiner Entführung ja keine Schritte bei der Polizeibehörde, zu thun. Fußstapfen im Schnee, und ein Lichtstücker führten zu dieser Thatsache, allein weitere Nachforschungen waren fruchtlos geblieben. Gegen Mitternacht hatten indessen die Uebelthäter ihr Opfer nach einer Kneipe gebracht, die ihnen und andern ihres Gelichters zum Schlupfwinkel diente. Hier wurde Herr Million in einem Keller an einen Pfahl mit Stricken festgebunden. Neben ihm hielt der Räubersführer, ein gewisser Holzhändler Poncet mit einem Beile in der Hand Wache, und einige Schritte weiter harrten drei seiner Spießgesellen seines Winkes. Zwei andere waren übrig geblieben, um den Wirth zu beobachten, der nicht mit im Geheimnisse war. In diesem Keller brachte es

Poncet durch Drohungen dahin, ein zweites Schreiben zu erzwingen, worin dieser seiner Gattin den Auftrag ertheilte, ihm am nächsten Sonntage 10,000 Franks in Gold durch eine namhaft gemachte Person zu schicken, und diese Person sollte dann an einem bezeichneten Orte warten, bis die Dunkelheit der Nacht es gestatten werde, den Gefangenen gegen obige Summe auszulösen. Dieses Schreiben kam am Sonntag Morgens 9 Uhr in die Hände der trostlosen Gattin, und um 12 Uhr war die Summe schon in Bereitschaft; jedoch weigerte sich die bezeichnete Person, einen ihr so gefährlich scheinenden Auftrag zu vollziehen. Der erwähnte Wirth zu Ternay, den das außerordentliche Treiben in seinem Hause beunruhigte, und dem übrigens auch das plötzliche Verschwinden eines Lyoner Kaufmannes zu Ohren gekommen war, hatte unterdessen Gelegenheit gefunden, den Feldwächter von dem Vorgefallenen zu unterrichten, und dieser machte sogleich die Anzeige bei dem nächstgelegenen Gendarmerieposten. Kurz darauf begaben sich die Gendarmen nach dem Wirthshause und klopfen an der Kellerthüre, die Poncet willig öffnete, weil er glaubte, es seien seine Kameraden. Die Gendarmen warfen sich augenblicklich über ihn her, so daß ihm nicht einmal Zeit blieb, mit seinem Beile sich zur Wehre zu setzen. Herr Million wurde seiner Bande entledigt und Poncet dagegen gefesselt. Seinen Spießgesellen gelang es, zu entweichen. Gegen 2 Uhr, gerade als Madame Million in der größten Verzweiflung war, Niemanden gefunden zu haben, der

sich zur Ueberbringung des Lösegeldes hergeben wollte, sprengte ein Gendarme mit verhängtem Zügel an ihre Wohnung an, um ihr die Befreiung ihres Gatten zu melden, der schon wenige Stunden später überglücklich wieder in ihren Armen lag.

b) Romanlektüre.

In Bernburg hat sich vor einem Jahre ein sonderbarer Vorfall ereignet. Ein Gymnasialschüler Bl* aus G* legte sich, nachdem er einen Roman gelesen, ruhig zu Bette. Um Mitternacht träumte ihm, er gehe in den schönen Wäldern Brasiliens botanisiren; plötzlich kommt eine Schlange auf ihn zu und will ihn erdrücken. In der Todesangst des Traumes will er um Hilfe rufen, aber er hat die Sprache verloren, und darüber erschrocken wacht er aus dem Schlafe auf. Da der Traum und die Angst noch ganz lebendig in ihm sind, so weckt er seinen Kameraden mit Stößen auf, um ihm den eigenen Traum zu erzählen, aber alle Anstrengung zu sprechen ist vergeblich, er ist stumm geworden. Er setzt sich an den Tisch und schreibt den Traum nieder. Am Morgen wurde er von 4 Ärzten besucht, und sie machten ihm Hoffnung, daß er nach 3 Tagen die Sprache wieder erlangen werde.

c) „Der Krug geht so lang zum Wasser, bis er bricht,“

sagt ein altes Sprichwort, das sich auch vor weniger Zeit in Baiern, Kön. Landg. G* wieder bestätigte. Häufige Diebereien in den benachbarten Städten mittels gewaltsamer Einbrüche kamen vor, und erhielten die Polizei in Thätigkeit, ohne daß lange Zeit eine Spur der Thäter aufgefunden werden konnte, obgleich die entwendeten Gegenstände meist aus Silber und solchen Sachen bestanden, deren Verkauf leicht zur Entdeckung führen konnte. Man lebte im bezeichneten Orte ein Wundarzt, der als nicht ungeschickt in der Gegend bekannt war, und in dessen Verdienste man die Möglichkeit zur Bestreitung eines unverhältnismäßigen Aufwandes suchte. Leider war es aber nicht der rechtliche Erwerb allein, der hierzu diente, und die Unvorsichtigkeit der Hausfrau entdeckte zuletzt, daß sie als Diebshehler und Verkäufer von gestohlenem Gute, vielleicht schon lange Zeit ihr Unwesen trieben. Mann wie Frau brachten nämlich zu verschiedenen Zeiten Silberwaaren zu einem Goldarbeiter zum Verkaufe, der auch Anfangs keinen Anstand nahm, darauf einzugehen, da der scheinbare Wohlstand der Familie und die dafür angegebenen Gründe diesen unverdächtig machten. Durch öftere Wiederholung wurde aber doch der Käufer aufmerksamer, und da sich endlich sogar unter den Angebotenen ein Stück befand, was in dem, in öffentlichen Blättern ausgeschriebenen Verzeichnisse gestohlener Effecten beschrieben war, so machte derselbe sofort die geeignete Anzeige. Bei hierauf vorgenommener Haussuchung fand sich ein großer Theil des entwendeten Silbers mit deutlichen

Spuren der versuchten, aber mißlungenen Einschmelzung vor, worauf die Verhaftung der beiden Eheleute erfolgte. Bemerkenswerth ist noch, daß man bei jener Haussuchung sechs Herrn- und Damenhüte, und Puffsachen im Überflusse, aber nur sehr wenig Wäsche und andere, in einem geordneten Hauswesen nöthige Gegenstände vorfand. Wie viele Opfer werden Eitelkeit, Genuß und Trunksucht, diese Gebrechen einer Zeit noch fordern, in der sie sich auch der unteren Stände bemächtigt haben, und diese immer mehr von der schlichten Einfachheit der Voreltern entfernen.

d) Der Spekulant wider Willen.

Der Graf S. reiste einst von seinem Gute aus, nach Paris. Als er den Wald von Fontainebleau durchritt, sah er viele Männer zu Pferde, welche alle, indem sie einen Querweg einschlugen, dasselbe Ziel zu haben schienen. Die Neugier trieb ihn den Unbekannten zu folgen, obwohl er dadurch ein wenig von seiner Straße abwich. Nach einiger Zeit gelangte er auf einen großen Platz, wo er mehrere schlechtgekleidete Männer antraf, die ihre Pferde an Baumästen gebunden hatten. Sein erster Gedanke war jetzt, sich inmitten einer Diebsbande zu befinden; allein da die Flucht als unmöglich sich ergab, weil noch immer viele durch die einzige Allee anlangten, die ihm zum Rückzuge hätte dienen müssen, so hielt er für das beste Mittel sich aus den Handel zu ziehen, es eben so zu machen, wie die andern, gleichsam, als ob er zu ihrer Gesellschaft gehöre. Er stieg also ebenfalls ab, — und band sein Ross an einen Baum. Seine Unruhe wuchs jedoch, als er alle Blicke auf sich gerichtet sah, und bemerkte, daß sich Gruppen bildeten, die sich dann zu einem allgemeinen Geflüster vereinten, ohne daß man ihn aus den Augen ließ. Endlich tritt ein Mann hervor, geht gerade auf ihn los, und fragt verlegen, welcher Grund ihn auf diesen Platz führe. Der Graf auf seinen Vorfrage bestehend, antwortete fest: „Wahrscheinlich, mein Herr, derselbe, der sie hierher geführt hat.“ — Der Abgeschickte geht zurück, tritt in den Kreis zurück, und das Geflüster beginnt vom Neuen. Der Deputirte erscheint abermals und bietet dem Grafen 200 Louisd'or an, wenn er sich entfernen wollte. Über einen so unvermutheten Vorschlag sehr erstaunt, fängt er an, die Begebenheit recht sarkastisch zu finden, und antwortet auf gut Glück, das Anbot sei zu gering. Man geht zurück, kommt noch einmal, bietet 500 Louisd'or an, die man sogleich aufzählt. Er stellt die Ursache dieses Anerbietens nicht, aber streicht sein Geld ein, und reitet auf und davon, von allen möglichen Glückwünschen der Zurückgebliebenen begleitet. — In der nächsten Stadt zieht er über diese Versammlung Erkundigung ein, wo sich ihm das Räthsel löst. Er war nämlich gerade in dem Augenblicke auf jenem Orte angelangt, wo ein beträchtlicher Theil des Waldes an den Reißbietenden versteigert werden sollte. Alle, die er gesehen, waren verblindete Kauf-

lustige, welche ihn für einen gefährlichen Mitbieter haltend, sehr froh waren, ihn so wohlfeil losgeworden zu sein.

Gech — hooen!

Als Seine Kön. Hoheit der Prinz Albrecht von Preußen auf einer Reise von Berlin nach Camenz in Plegnitsh ankam, ergab sich folgendes Drolliges *qui pro quo*. Die Ortsbehörde hatte eine halbe Stunde vor der Ankunft des Prinzen den Befehl erteilt, die Straßen für die schnelle Durchfahrt von allen Wagen und anderen Hindernissen zu befreien. Nach einiger Zeit kommt die erlauchte Gemahlin des Prinzen nebst ihrem Gefolge in eleganten Equipagen angefahren, und gleich hinter dem dritten Wagen fährt ziemlich langsam eine ganz einfache Kutsche, von zwei schlechten Bauernpferden gezogen. Das Aufsichtspersonale der Ortsbehörde, in der Vermuthung, der Prinz werde seiner Gemahlin auf dem Fuße folgen, ruft dem Fuhrmann, einem alten Bauern zu, mit der Kutsche sogleich aus dem Wege zu biegen; der Bauer kehrt sich nicht an diese Aufforderung, sondern fährt gelassen weiter. Die Beamten treten näher, und befehlen im ernstlicheren Tone, sogleich auf die Seite zu fahren, da Se. Kön. Hoheit der Prinz Albrecht sogleich nachkommen würde. Der Fuhrmann gibt den Pferden einen Hieb, deutet zurück, und sagt mit wichtiger Stimme: „Gech hooen!“ Die Aufseher verstehen ihn nicht, und schreien ihm drohend in's Ohr: „Wenn er nicht auf die Seite führe, würden sie ihn mit Gewalt hinwegbringen lassen, da wegen der Ankunft des Prinzen kein Wagen auf der Straße fahren dürfe.“ Der Bauer erwidert mit Nachdruck und zurückdeutend: „Gech hooen,“ und fährt weiter. Nun greifen die Aufgebrachten in die Zügel der Pferde um die Kutsche aus dem Wege zu schaffen. Der Bauer ruft immer heftiger: „Gech hooen! Gech hooen.“ — (Ich habe ihn). Endlich blickt ein Bürger zufällig in den halb zugedeckten Wagen, und erkennt den darin sitzenden Prinzen. Die Verlegenheit läßt sich nicht beschreiben. Sr. Kön. Hoheit lieben zuweilen in ganz gewöhnlichen Wagen mit Bauernpferden bespannt zu reisen. (Bl. N.)

k. Anekdoten.

In London haben sich Damenklubs zur Vertreibung der *Mankintosh* (Männerröcke mit starkem Gummigeruch) aus den gebildeten Ständen gebildet. Diese Vereine haben bereits 300.000 *Mankintosh* gekauft, und sie an Lastträger und Gassenkehrer verschenken lassen. Jeder Mann, der einen *Mankintosh* trägt und Gesellschaften besucht, muß, bevor er den Salon betritt, nach Ablegung des *Mankintosh* im Vorzimmer eine viertelstündige Räucherung durchmachen. Ein *Mankintosh*-Verfahren! Jetzt fehlt nur noch, daß die *Mankintosh*-träger, wie Briefe, welche die Quarantaine passieren, mit Stecknadeln durchlöchert würden, um das Pech-Aroma ganz aus ihnen heraus zu bringen.

Bei der Huldigung in Berlin im October 1840 ergriß man im Gedränge einen Taschendieb; es wäre zu viel Loyalität von den Dieben gefordert, daß sie um des Bundes zwischen König und Volk willen, ihren Beruf aufgeben sollten. An den in flagranti betroffenen wurde sofort Justiz verübt, ohne Polizei und Stadtgericht dabei zu bemühen. Unter den Zurechtweisungen des Volks, die empfindlicher als der Regen auf seinen Rücken trauten, schrie der Schelm: „Ist das Huldigung!“ Man sieht, der Berliner Wig kann sich unter keiner Situation verläugnen.

In einem neuen Pariser-Kaffehause liest man an einer großen schwarzen Tafel: „Die Herren, welche hier lesen lernen, wollen sich der Journale vom gestrigen Datum bedienen.“

Ein verschwenderischer junger Herr hatte viel Schulden, und seine Gläubiger ließen sich fast die Füße ab, ihre Forderung einzutreiben. Eines Tags kamen sie in derselben Absicht. Der Bediente des jungen Herrn meldete sie mit den Worten an: „Guer Gnaden, Gläubiger ersuchen vorgelassen zu werden.“ „Geh und frage, was sie glauben,“ versetzte der gnädige Herr. „O! das weiß ich,“ erwiderte der Diener. — „Nun was denn?“ — „Daß Guer Gnaden sie bezahlen werden.“ — „Ach sage Ihnen, das ist Aberglauben! — sie sollen sich fortpacken.“

Ein Unterofficier hörte einem Gespräche über Planeten zu. Als nun jemand äußerte, der Planet sei ein Körper, der sein Licht von andern empfangt, fiel der Unterofficier freudig ein: „Schaun's, do bin i holt a, a Planet, i krieg mein Licht vom Kasernen-Inspector.“

Ein Berliner Straßensjunge sagte von einem, der Pockenarben hatte: „I je, der hat mit dem Fesichte u'n Rohrstuhl g'sessen.“

Ein beliebter Dichter, der aus dem Stegreife über Alles sogleich Verse machen konnte, wurde bei einem Gastmale von seinem Fürsten auf die Probe gestellt. Dieser warf in des Dichters Weinglas ein Goldstück, mit dem Befehle sogleich darauf einen Vers zu machen. Ohne sich lange zu besinnen, erwiderte der Dichter:

„Zwei Götter können sich im Becher nicht vertragen,
Drum Pluto in den Sack und Bacchus in den Magen.“

Bei einer Maskerade erschien Montague im ritterlichen Narrengewande; mehrere Hofdamen hatten sich als Dianen kostumirt. Eine derselben sagte zu ihm: Es scheint, hier tritt jeder in eigener Gestalt auf! — und Montague antwortete: O nein! sonst gäbe es mehr Narren und keine Dianen!

g) Das Christgeschenk.

Wie tobt der Wind so schaurig kalt,
Die Christnacht rückt heran;
Kein Fünkchen Feuer noch am Herd,
Ich armer, kranker Mann.

Der Vater weint, sein Mägdlein steh't,
Schleicht in den Wald hinein,
Und sammelt dürre Reiser d'rin
In seinem Schürzchen ein.

Es weht sein Haar, es setzt der Schnee
Ein Silberhäubchen d'rauf;
Es klaubt das Mädchen Reis für Reis
Mit starren Händchen auf.

Doch plötzlich schlägt's das Aug' empor;
Da sitzt auf einen Stein,
Halb schlummernd, halb erfroren schon,
Ein Knäblein zart und klein.

„Ach, armes Kind, dir starren ja
Die Fingerchen wie Eis;
Du hast dich wohl im Wald verirrt,
Und fehlst daheim im Kreis!“

So sprach im Herzen tief gerührt,
Das fromme Mägdlein:
Und manche Mitleidsthräne fiel
In's Schürzchen ihm hinein.

D'rauf zieh't sein eigenes Leibchen aus,
Und zieh't dem Knäblein an,
Und schleppt es mit am Rücken fort,
So viel's nur schleppen kann.

Der kranke Vater weint daheim,
Und harret von Stund zu Stund,
Und ringt sich um sein Töchterlein
Die kalten Hände wund.

Millionen Lichter flackern schon
Im großen Himmelsaal;
Wohl feiern auch die Engeln dort,
Das Christfest allzumal.

Da stiert sein rothgewein'tes Aug'
Durch's Fensterglas hinaus,
Und schaut und späht, und sieh, da leht
Sein Mägdlein nach Haus.

„Ach Vater steh! ich bringe dir
Viel Reiser auf den Herd;
Doch hat uns auch der liebe Christ,
Was bess'res noch beschert.“

Der Vater sieht das starre Kind,
Und faßt's in seinen Arm,
Und hauchet ihm die Augen wach,
Und küßt den Mund ihm warm.

„Ach,“ seufzt das Mädchen tief bewegt,
Und ganz in sich gekehrt,
„Ach wär uns nur für's arme Kind
Ein Christbaum auch beschert!“ —

D'rauf öffnet es die Schürze schnell,
Greift nach dem Dornenreis;
Doch sieh! an jedem Dörnchen hängt,
Ein Perlechen rund und weiß.

Und staunend wendet es den Blick
Auf's fremde Knäblein hin,
Und sieht im lichten Strahlenglanz,
Sein Goldgelocke glüh'n.

Das Knäblein war der heilige Christ,
Der so ihr Leid gestillt.
Zur Perle wird die Thräne stets,
Die aus dem Herzen quillt.

h) Der deutsche Rhein *).

Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein,
Ob sie wie gier'ge Raben,
Sich heiser darnach schrei'n;

So lang er ruhig wallend
Sein grünes Kleid noch trägt,
So lang ein Ruder schallend,
In seine Wogen schlägt.

Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein,
So lang sich Herzen laben,
An seinem Feuerwein;

So lang in seinem Strome
Noch fest die Felsen steh'n;
So lang sich hohe Dome
In seinem Spiegel seh'n.

Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein,
So lang dort Kühne Knaben
Um schlanke Dirnen strei'n;

So lang die Flosse hebet
Ein Fisch auf seinem Grund;
So lang ein Lied noch lebet,
In seiner Sängers Mund.

Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein.

*) Hierzu die Melodie.

Der deutsche Rhein.

Feurig.

Sie sol - len ihn nicht ha - ben, den frei - en deut - schen Rhein, ob

ste wie gier' - ge Ra - ben, sich hei - fer dar - nach schrei'n. So

lang er ru - hig wal - lend, sein grü - nes Kleid noch trägt, so

lang ein Ru - der schal - lend, in fei - ne Wo - gen schlägt. Sie

sol - len ihn nicht ha - ben, den frei - en deut - schen Rhein. Rhein.